

**Zeitschrift:** Aarauer Neujahrsblätter  
**Band:** 27 (1953)

**Artikel:** Aarauer Hauptstadtsorgen  
**Autor:** Erismann, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571347>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Narauer Hauptstadtsorgen

«Helvetiopolis»

Am 1. Jänner 1798 war es in Narau am zweiten Pfarrer, den Morgengottesdienst zu halten. Weniger denn je brauchte man aber mangelhaften Predigtbesuch zu befürchten, weil sich nämlich seit kurzem die Standesboten der eidgenössischen und zugewandten Orte hier aufhielten, so daß der Prädikant, der noch junge Johann Georg Fisch, mit Gewißheit sogar eine besonders ansehnliche, jedoch auch doppelt delikate Zuhörerschaft gewärtigen durfte. Und wirklich: Dicht gedrängt saßen sie da, die Bürger und Bürgerinnen und mit ihnen die ehrenwerten Gesandten reformierten Bekenntnisses, als Pfarrer Fisch, schwarzberockt und das Psalmenbuch unter den rechten Arm geklemmt, die Kirche betrat und der Kanzel zuschritt. In der ganzen Stadt und natürlich auch bei den Tagsatzungsherren war bekannt, daß Fisch als ein von den Ideen der Aufklärung erfüllter Kopf zusammen mit andern Heißspornen eine neue politische Ordnung anstrebte, und darum war jedermann an diesem Neujahrs-morgen gespannt, welche Schriftstelle er wohl für heute gewählt haben könnte. Pfarrer Fisch, altbewährtem hiesigem Geschlecht entstammend, war ein angesehener Diener am göttlichen Wort. Um so ärgerlicher für seine berntreuen Gegner, daß ausgerechnet dieser rührige Mann im Lager der Patrioten stehen mußte. Darum konnten sich weder der derzeitige Amtsschultheiß Gabriel Seiler noch der erste Pfarherr der Stadt, Kammerer Pfleger, an der zwar wohlkomponierten, frei und fließend vorgetragenen Predigt gänzlich von Herzen freuen, so sehr sich der Redner auch anstrengte, in Gegenwart einer dermaßen erlauchten Gemeinde naheliegende politische Anspielungen zu unterdrücken. Und selbst sein grimmigster Widerpart hätte ihn heute nicht des Kanzelmißbrauchs zeihen können, als er des Paulus Worte von der Vergänglichkeit dieser Welt voll

Eifer auslegte und daran die nützliche Betrachtung knüpfte, daß jegliches Fleisch nur Gras sei und des Schnitters harre. Oder sollte am Ende die etwas unvermittelte Zitierung Tells und Winkelrieds den Geschehnissen dieser Tage, der bedrohlichen Lage einer brüchig gewordenen Eidgenossenschaft gegolten haben? Der Passus klang jedoch so bieder-harmlos, daß feinestwegen die Obrigkeit kaum Anlaß zum Einschreiten hätte finden können. Und wie erst Pfarrer Fisch in seinem weit ausholenden Schlußgebet den Segen des Himmels auf die hohen Väter des Landes, die gnädigen und fürsichtigen Herren zu Bern, herabflehte und dabei von sich und seinen Mitbürgern als den „treuen, dankbaren Kindern“ sprach, begann der eine und andere Undächtige unversehens am rebellischen Geiste des Prädikanten zu zweifeln. Nur als Fisch die vor kurzem an die Landmarchen gezogene Stadtmiliz in seine Fürbitte mit einschloß, da schien es, als falle es ihm auf einmal schwer, seiner Erbitterung Zügel anzulegen.

Die Kirchentüren öffneten sich, und zum festlich beschwingten Postludium des Organisten Stephani verließ die Gemeinde gemessenen Ganges das Gotteshaus. Wer die kalten Füße nicht scheute, stand noch eine Weile auf dem Kirchhof herum, wünschte seinen Nachbarn und Freunden ein glückhaftes neues Jahr und war samt ihnen Zeuge, wie die „hohen Gesandten Schweizerischer Eidgenossenschaft“ in aufgelockerten Gruppen ihren Quartieren zustrebten, während Pfarrer Fisch nachdenklich über die lange und steile Kanzeltreppe niederstieg, um hernach aus dem Munde des ihn erwartenden Zürcher Standesboten Hirzel zu vernehmen, daß die eben gehaltene Predigt seines Erachtens würdig sei, in Druck gegeben zu werden.

Am 26. Dezember 1797 war in unserer Stadt die „gemeineidgenössische Konferenz“, die letzte Tagssagung alter Ordnung, zusammengetreten, um angesichts tödlicher Gefahr über deren Abwendung Rats zu pflegen. Seit fast einem Jahrzehnt hatten die Schweizer die Vorgänge im einstigen Bourbonnenreiche weidlich zu beobachten

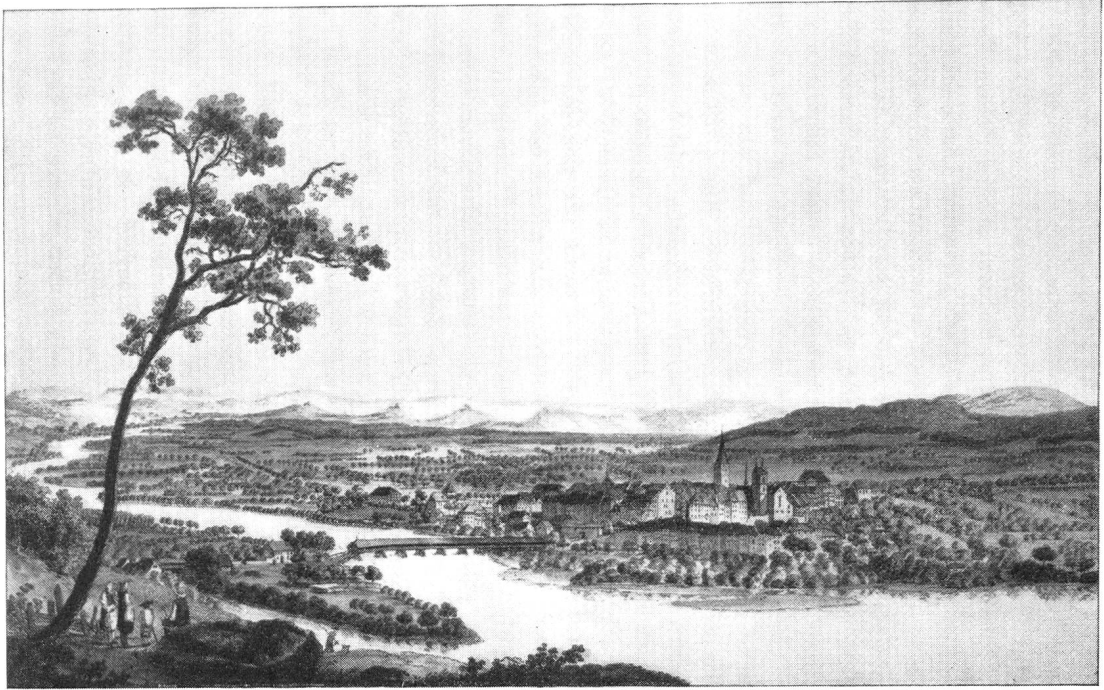
Gelegenheit gehabt, und was sich da westwärts des Juras vor ihren Augen abspielte, hatte die einen mit banger Sorge und mit Empörung erfüllt, während andere wieder nicht genug Rühmenswertes daran finden konnten und sich zu überlegen begannen, wie schön das Leben ohne Grundzinse und Zehnten wäre und allenthalben Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich ausbreiteten. Die großen Ideen von 1789 hatten bei vielen eidgenössischen Untertanen hochgespannte Erwartungen geweckt. Nach dem Ausspruch eines berühmten Mannes herrschte damals „eine erhabene Rührung, und Enthusiasmus bezauberte die Welt“. Indes die Berner Patrizier die neuen Herrscher zu Paris „Banditen und Kanailles“ schimpften, indes emigrierte Franzosen von der Schweiz aus gegen ihre Bürger Regenten zu wählen begannen, berauschten sich nicht wenige Bewohner bernischer Municipalstädte und weiterer Teile des Landes am holdseligen Schalmeienklang aus Frankreich. Er gewann in den Herzen dieser sich unterdrückt fühlenden Schweizer nach und nach solche Macht, daß politische Umgestaltung der Eidgenossenschaft nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Schade, daß die Herren von Zürich und Bern und anderwärts zu spät erst merkten, welche Stunde geschlagen hatte! — Die Zerrissenheit des gemeinsamen Vaterlandes hatte seit der Glaubenspaltung katastrophale Formen angenommen. Daß man sich noch einmal zu einer gemeineidgenössischen Konferenz finden konnte, kam angesichts solch tiefen Zerwürfnisses einem historischen Ereignis gleich. Diese Aarauer Tagsatzung hätte jedoch ihre Entschlüsse aus einem andern Geist heraus fassen müssen. Denn mehr als einen ganzen Monat lang stritt man sich nun im hiesigen Ratsaal über Nebensächliches, schwatzte hin und her und schickte Boten aus, um noch die Meinung der Dahingeblichenen zu erkunden. Schließlich ward man nur so weit eins, die alten Bünde neu beschwören zu wollen, um sich selber und andern die fehlende Einigkeit vorzutauschen. An den Grenzen lauerte indessen der Todfeind aller Oligarchen — ja, wie man zu spät erst merkte:

aller Eidgenossen überhaupt, auch jener, die mit kindlicher Ungeduld ihrer Befreiung harrten.

Am 25. Januar 1798 vollzog sich im Aarauer Schachen der Bundesschwur „aufs feierlichste, rührendste und in bester Ordnung“, wie die Berner Gesandtschaft an den Geheimen Rat zu berichten sich beeilte, während hinter dem Rücken der Gnädigen Herren die revolutionslustigen Aarauer und vorab ihre Frauen inmitten der Zuschauermenge das hohle Schauspiel verspotteten, lose Mäuler führten und die Landleute gegen ihre angestammte Obrigkeit wacker aufwiegelten.

Dies kam dem Vogt von Kasteln zu Dhren, der hierüber einige Tage später pflichtgetreu nach Bern Meldung erstattete. Wörtlich fügte er bei: „Allenthalben sind es die Weiber, selbst in den Bäckerstuben, wo ihre Männer ruhige Zuhörer sind, welche die Revolution predigen.“ Weitere gefährliche Heizer seien „die mehresten Handelsleute“, die eifrig mit dem im „Dehsen“ logierenden fränkischen Geschäftsträger Mengaud, einem fuchschlauem Diplomaten, konspirierten und sich mit ihm über die Insurrektion in der Waadt, den Einmarsch der französischen Truppen daselbst und über die „kalte Revolution“ zu Basel herzlich freuten und immer sehnllicher den Tag der eigenen Erlösung herbeiwünschten.

Der eidgenössische Bundesschwur zu Aarau — was konnte er da noch bedeuten? Trotz Feierlichkeit, Kanonendonner, Glockenklang und würdevoller Ansprache des Junkers Bürgermeister Wyß aus Zürich vermochte er den Lauf der Dinge nicht einmal mehr zu verlangsamen, geschweige denn aufzuhalten. Hatten doch die Aarauer ihren Freiheitsbaum schon gerüstet und hatten sie doch mit dem unter den Augen eidgenössischer Ehrengesandten gefaßten Gemeindebeschluß, die Stadtmiliz ein neues Mal nicht mehr ausziehen zu lassen, ihrer „Mutter“ derart schroff den Gehorsam aufgezündet, daß eine Rückkehr ins alte Untertanenverhältnis ohne Gewaltmaßnahmen der Regenten undenkbar geworden war.



Die bernische Municipalstadt Aarau, wenige Jahre vor dem Umsturz von 1798  
(Stich nach G. Leri, 1783)

Es kam die böse Zeit der bernischen Besetzung unter dem rabiaten (weil ehrlich aufgebrachten) Stadtkommandanten von Diesbach; es kam der Tag, da den hiesigen Patrioten, die bisher im Räte Sitz und Stimme besaßen, von Oberkommandant Wyß vor allem Volke das Kapitel verlesen wurde und sie sich über eine Stunde lang dem beißenden Hohne pöbelhafter Bauern preisgegeben sahen. Andere hatten sich nur noch durch Flucht über die Schafmatt solcher Erniedrigung entziehen können. Schwer denkbar, daß Pfarrer Fisch, nun ebenfalls ein Emigrant, damals noch einmal den Segen des Allmächtigen auf seine „Landesväter“ herabzuflehen bereit gewesen wäre!

Man kennt den Fortgang der Geschichte: Am 5. März 1798 fiel Bern in die raffgierigen Hände der Franken, und damit hatte allen Freunden der Freiheit die große Stunde geschlagen. Fisch und andere flüchtige Patrioten kehrten wieder in die Heimatstadt zurück, wo nun die einstigen Inhaber der Gewalt für eine Weile voll Ingrimm zuschauen mußten, wie ihre Widersacher das Steuer in die Hand nahmen und frischfröhlich fränkischer Devise gemäß schalteten und walteten und nicht müde wurden, alles neu aufzubauen. „Die Gestalt dieser Welt gehet vorüber“ — das Kanzelwort vom Neujahrmorgen hatte unversehens eine weitere Bedeutung erlangt, und mancher aufgeklärte Kopf mochte sich beim jähen Sturze des Hergebrachten über die erstaunliche Aktualität der alten Bibel baß gewundert haben.

Unsere Bürgerschaft hatte es sich etwas kosten lassen, der Revolution den Weg zu ebnen, und sie fand es daher ganz und gar in Ordnung, daß — wie man gerücheweise vernehmen konnte — Aarau Aussicht habe, vorläufige Hauptstadt der eben im Entstehen begriffenen Helvetischen Republik zu werden, obwohl wieder andere wissen wollten: nicht Aarau, sondern Luzern sei dazu auszuersuchen. Hoher Preis verlohnt hohen Einsatz, und es waren nach

erfolgter Wahl der neuen Ortsbehörde, des Munizipalitätsrates, keine zehn Tage verflossen, als dieser auch schon den in Geschäften der provisorischen aargauischen Regierung nach Bern reisenden Hieronymus Meyer, den Sohn des ebenfalls patriotisch gesinnten Vater Meyer, ersuchte, „sich bei dem fränkischen Minister Mengaud zu verwenden, daß das Directorium zu Aarau sich versammeln möge“. Warum eigentlich dieser Schritt (am 2. April) noch nötig war, ist unklar. Denn schon am 19. März hatte ja General Brune die zwölförtige Helvetische Republik ausgerufen und zugleich Order ergehen lassen, daß sich Directorium und gesetzgebendes Corps spätestens am 30. März hier zu konstituieren hätten. Lecarlier, Brunes Nachfolger, befahl dann die Volksrepräsentanten auf den 10. April nach Aarau, während sich die hiesige Munizipalität mächtig anstrengte, die nötigen Unterkünfte aufzutreiben. Ende März ward eine Kommission eingesetzt, die alle möblierten und für die Bürger Deputierten geeigneten Wohnräume in eine Liste einzutragen hatte, und gleichen Tages beschloß man, das städtische Kornhaus an der Hintern Vorstadt ungesäumt zu einem Versammlungslokale für die helvetischen Abgeordneten einzurichten. Vorläufig waren jedoch die Behörden des Landes und des ebenfalls zu jener Zeit geschaffenen Kantons Aargau allein auf unser räumlich beschränktes Rathhaus angewiesen. Es war damals noch kleiner als heute.

Wir fragen abermals: Welchen Sinn konnte da Meyers Vorschlag in Bern noch haben, wenn doch alles schon geregelt war? Am 6. April dankte ihm die Munizipalität trotzdem „sehr verbindlichst“ für Eifer und Mühe, die er „zum allgemeinen Besten hiesiger Burgerschaft“ angewendet hatte — Aarau durfte sich bis auf weiteres als Hauptstadt des Landes betrachten, welche hohe Ehre niemand mehr zu schätzen wußte als die Hiesigen selber, die nichts unterließen, den als gemach einrückenden Deputierten das Leben innerhalb ihrer engbegrenzten Mauern so angenehm als möglich zu gestalten. „Alles beeifert sich hier, Gutes zu stiften“, meldet ein



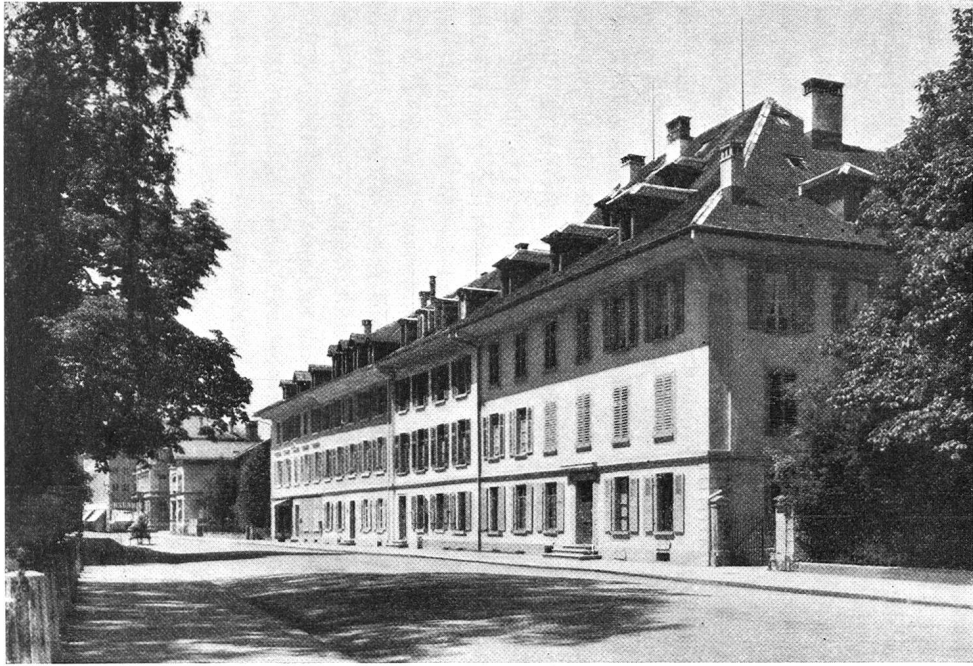
anonymer Zeitgenosse aus Helvetiopolis<sup>1</sup>, „die gute Sonne erheitert die Gemüter, einer drückt dem andern brüderlich die Hand. Nur Tränen der Freude mischen sich in den biedern gegenseitigen Gruß. Man schämt sich, an das Vergangene zu denken, und vergräbt die Erinnerung an die schwarzen Handlungen der ehemaligen Despoten in die Vergessenheit . . .“

Fünf der angesehensten Bürger hatten die Frage abzuklären, „ob und wie und wo gebauet und woraus die Unkosten bestritten werden sollen“. Daß das Vorhandene niemals genügen konnte, um als Hauptstadt vor dem Lande bestehen zu können, brauchte den Aarauern keiner zu sagen. Darum wurde kurz darauf der Municipalität vorgeschlagen und von dieser zum Beschluß erhoben: es seien aus dem Stadtgut entweder vor dem Sankt-Laurenzen-Tor oder „außerhalb der Behmengäß“ (an der heutigen Bahnhofstraße) *n e u e H ä u s e r* zu errichten<sup>2</sup>. Sie kamen dann vors Laurenzentor, an die spätere Laurenzenvorstadt, zu stehen.

Die neuen Regenten erschienen und stiegen im „Schwert“ und „Wilden Mann“, im „Dehsen“ und „Rößli“, im „Storchen“, „Löwen“ und in der „Krone“ und ferner in Privathäusern ab, wo es überall in Stuben und Kammern eng genug zugegangen sein mag. Ein arges Gedränge muß auch stets im Rathhaus während der Sitzungen geherrscht haben. „Brüderliche Bekanntschaft“ zu machen, gelang auf diese Weise rascher als „den Weg zu der glücklichen Bildung der einen und unteilbaren Helvetischen Republik nach dem Grundsatz der Freiheit und Gleichheit“ zu finden. Noch aber walteten — zur Frühlingszeit! — die beseligendsten Gefühle vor: wohlgesinnte, von den Idealen der frisch angebrochenen Zeit bewegte und eben erst den Fesseln der Unfreiheit entronnene Männer trachteten — zu-

<sup>1</sup> Zeitgenössische Bezeichnung Aaraus mit leicht ironischem Unterton.

<sup>2</sup> Über das Schicksal dieser Bauten berichtete ausführlich Ernst Zschokke in den Neujahrs-Blättern 1932, auf welche Darstellung der Kürze halber hier verwiesen sei.



Die westliche Reihe der „Neuen Häuser“ an der Laurensenvorstadt, den helvetischen Beamten als Wohnung zgedacht

meist in kindlicher Einfalt — darnach, den künftigen Staat auf neue (will heißen: auf fränkische) Art zu formen, und wenn schließlich Wesentliches bloß auf dem Papiere blieb und niemals oder später erst Wirklichkeit wurde, so darf man doch wenigstens dem guten Willen und nimmermüden Tun der „Helsekler“ die Anerkennung nicht versagen.

Wie endlich am Abend des 11. April die lemanische Deputation als vorläufig letzte durchs Obere Tor in unsere Stadt eingezogen war, konnte am folgenden Morgen die Konstituierung der gesetzgebenden Räte vorgenommen werden. 121 Repräsentanten hatten sich eingefunden, worunter manch bekannter Mann: so aus dem neuen Kanton Aargau Vater Johann Rudolf Meyer, Mitglied des Senats; aus Basel der ebenso berühmte wie berüchtigte Oberstzunftmeister Peter Dchs; aus Zürich Escher und Usteri und mit ihnen der betagte Jakob Bodmer von Stäfa, über den die Gnädigen Herren noch anno 1795 bei symbolischer Hinrichtung das Schwert des Scharfrichters hatten schwingen lassen. Nun fiel ihm als angeblich Ältestem im Kreise der Deputierten die Würde zu, die versammelten Senatoren und Großräte zu begrüßen. Von erhöhtener Stelle erscholl es treuherzig aus seinem Munde: „Unsere Hülfe stehet im Namen Gottes, des Allmächtigen. — Bürger, laßt uns diesem Zustande von Verwirrung ein Ende machen! Er ist das Sinnbild der Auflösung, in welcher das gemeinschaftliche Vaterland sich befindet. — Mein Alter erscheint mich zu berechtigen, euch einen Rat zu erteilen. Ich trage an, einen Präsidenten und vier Sekretäre zu wählen. Bürger (fragte er wie zufällig den zunächst Stehenden, einen Zürcher), wen schlägt Ihr vor?“ „Peter Dchs“, lautete die prompte Antwort, und der also Angesprochene nannte gleich noch weitere, die er als Sekretäre proponierte. Dchs, zur Zeit der alten Herrschaft eine der schlimmsten Wühlmäuse, war wohl kaum überrascht, als er sich zum Vorsitzenden erkoren sah, ließ sich feierlich von Bodmer an den Platz des Präsidenten geleiten und

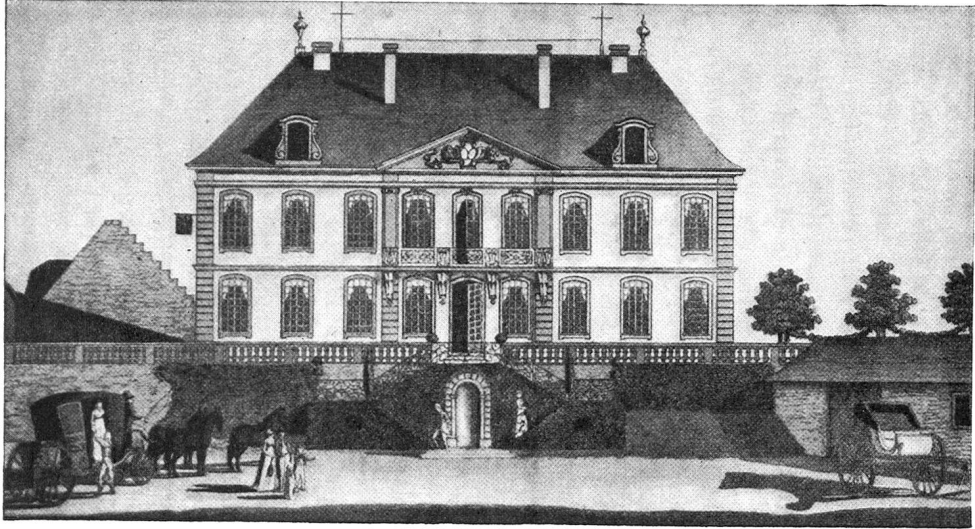
empfahl schon mit seinem ersten Satz die Annahme der neuen, von ihm selbst verfaßten Konstitution: „Sie vereinigt uns in einen einzigen Staatskörper, in eine einzige Familie.“ Sodann schritt die Versammlung zur Prüfung der Vollmachten, die jeder Deputierte persönlich vorzuweisen hatte. Jetzt nahm Dchs wieder das Wort, verkündend, daß die gesetzgebende Gewalt von zwei Kammern, dem Senat und dem Großen Rat, ausgeübt werde, und vergaß nicht beizufügen, daß sich die Bürger Großräte über ihre Kantonsgrenzen hinaus stets auch als die Vertreter der ganzen Nation zu betrachten hätten. Er lud die beiden Kammern ein, ihre Sitzungsräume zu beziehen: „Geht, und möge auf der Laufbahn, die sich euch eröffnet, die reinste Liebe zum Vaterland alle eure Schritte leiten!“

Dies alles geschah an jenem Aprilmorgen „auf dem Gemeindehause“ zu Aarau, und kaum hatte sich der Große Rat als solcher konstituiert, so meldete sich unser Bürger Hemmeler zum Worte und schlug vor, daß die Unabhängigkeit der schweizerischen Nation und ihre Bildung zu einer einzigen, unteilbaren, demokratischen und repräsentativen Republik mit Feierlichkeit verkündet werden möge, welcher Antrag einmütig genehmigt, dem Senate mitgeteilt und von diesem „unter allgemeinen Freudenrufen“ empfangen und gleichfalls angenommen wurde. Schnell waren die beiden Räte wieder vereinigt, und nun traten ihre Bürger Präsidenten an ein offenes Fenster, wo Peter Dchs abermals die Ehre zufiel, Herold der Nation zu sein. Er machte allem Volke, das in großer Zahl unten auf der Gasse zusammengeströmt war, die Geburt des Helvetischen Staates kund, was frenetischen Beifall erweckte. In die Rufe der Patrioten mischten sich die Salven fränkischer Grenadiere und der Donner der Kanonen. Lieder wurden angestimmt, und noch einmal sah sich unser braves Rathhaus von einer ausgelassenen Menge umtost, die nichts Geringeres währte, als es hänge jetzt der Himmel voller Geigen und nimmermehr dürften sich die Oligarchen erfreuen, die Macht ein neues Mal an sich zu reißen. Kurz darauf schon ver-

ging aber manchem das Jubeln! Den Deputierten wartete zwar vorerst noch einmal ein solennes Fest- und Freudenmahl, in dessen Verlauf Bürger Dchs, der Held des Tages, seinen berühmten Trinkspruch tat: „Es leben diejenigen, die heute den Mut hatten, mit Speichern ohne Frucht, Zeughäusern ohne Geschütz und Schätzen ohne Geld ihre Unabhängigkeit zu verkünden!“

Auf das ausgedehnte Fest folgte für alle Regierungsmänner eine lange Reihe anstrengender Wochen der gesetzgebenden und ordnenden Arbeit, die sie fast ununterbrochen in Aarau festhielt und ihnen nur wenig Zeit zum Verschmausen ließ. Es mußten die Kanzleien organisiert, die Nationalfarben (Grün, Rot, Gelb) bestimmt werden, es waren an die noch widerborstigen Eidgenossen pathetische Proklamationen zu erlassen, es mußte das Vollziehungsdirektorium ernannt werden (wobei sich der ehrgeizige Dchs, angeblich wegen des oben zitierten und von den Franken übel aufgenommenen Trinkspruchs, hintangesetzt sah), und schon wurden auch die ersten Verfassungsänderungen erörtert. Es waren ferner General Schauenburg und weitere Potentaten zu empfangen — alles unter dem Schutze von sechshundert französischen Soldaten —, und zum Schluß hatte man, noch ehe dieser reichbewegte Monat April ganz abgelaufen war, einige angstvolle Stunden zu überstehen, als es nämlich hieß, die Zuger und Freiämter seien im Anmarsch auf Aarau begriffen, um das von allen konservativen Gesinnten tief gehaßte „Patriotennest“ auszuheben. Der entschlossen zupackende Schauenburg jedoch sorgte für rasche Unterdrückung auch dieses Aufstandes.

Anfangs Mai war das Vordringlichste soweit getan, daß sich die Bürger Senatoren und Großräte endlich der Hauptstadtfrage zuwenden konnten. Nach der Verfassung war ja „einstweilen“ Luzern als Kapitale bestimmt. Doch beschloß jetzt der Große Rat, daß ein jeder Ort in Helvetien dafür vorgeschlagen werden könne. Daß also noch gar nichts verloren war, davon wußte man in Aarau, denn die Bürger Repräsentanten waren allezeit leutselig



Der einstige Gasthof zum Löwen in der Aarauer Vorstadt  
1807 vom Kanton Aargau endgültig erworben und in den folgenden dreiundzwanzig Jahren zum  
stattlich-vornehmen Regierungssitz um- und ausgebaut

und sparten nicht mit dem Bruderfuß, und da ihre Sitzungen jedermann zugänglich und im übrigen der Vertrauensmänner mehrere vorhanden waren, gab keiner ein Geheimnis preis, wenn er die bevorstehende Entscheidung auf der Gasse oder beim Trunke zur Sprache brachte. Die Munizipalität tat alles, der Stadt ein Sonntagsgesicht aufzusetzen, maßregelte widerspenstige und unflätige Bürger nach Noten und erneuerte fleißig die alten Verbote des Weinauschenkens und Tanzens zu Unzeiten sowie des Einzugs liederlicher Weibsbilder. Kronenwirt Siebenmann und mit ihm die Wildmannwirtin wurden wegen unordentlichen Betragens gegenüber der Basler „Kunterey“ (die den Direktor Le Grand hieher geleitet hatte) gar vor Rat geladen und scharf abgekanzelt.

Noch bevor das gesetzgebende Korps die Bestimmung des Hauptortes in Angriff nahm, schaltete sich die lokale Obrigkeit ein. Jetzt schickte man aber nicht mehr den Bürger Meyer aus, sondern trug das Nötige der eben gebildeten Baukommission auf, sie möge sich am rechten Orte dafür verwenden, „damit der Sitz der helvetischen Regierung in Aarau verbleibe“. Gleichzeitig strich man auch emsig dem Geschäftsträger Mengaud Honig um den Bart und verstieg sich sogar — bei leerer Kasse! — dazu, ihm, dem „Freund und Beschützer hiesiger Stadt“, ein köstliches Reitpferd samt Zaum und Sattel geschenktweise zu überreichen<sup>3</sup>. Besaß man wirklich keine Kunde davon, daß Mengaud indessen seine Sympathien — der Stadt Bern zugewendet hatte und nicht müde wurde, an maßgebender Stelle für dieses kurz zuvor noch verschriene Zentrum eidgenössischer Oligarchie zu werben und zugleich Aaraus kargliche Verhältnisse in den grellsten Farben zu schildern? Hielt man tatsächlich diesen fränkischen Fuchs immer noch für den väterlichen Freund,

<sup>3</sup> Mengaud war so anständig, bei seiner zweiten Abreise (im Juni) das teure Pferd wieder zurückzuerstatten, worauf es von der Munizipalität flugs zum Einstandspreise verkauft wurde. Denn Geld war damals im Aarauer Rathhaus ein rar Ding!

als welchen er sich im unheildrohenden Winter 1798 aufgespielt hatte? Kurz und gut, die ohnehin mit Leib und Seele der neuen Ordnung verschriebenen Aarauier setzten alles, was in ihrer geringen Macht lag, in Bewegung, um der Hauptstadtfrage eine günstige Wendung zu geben. Schon Ende April sprach eine Delegation der Municipalität beim Großen Räte vor und ward der Ehre der Sitzung teilhaftig. Sie gab bekannt, wie Aarau bereits mehrere teure Anstalten getroffen habe, und noch weitere stünden zur Bequemlichkeit der Regenten in Aussicht, was — genau besehen — nicht ganz stimmte, da man in der Beschaffung zusätzlichen Wohn- und Büroraumes in Wahrheit noch wenig Greifbares erreicht hatte. Vielleicht aber war es schon zum vornherein ausgemacht, daß das unscheinbare, jedoch ganz und gar patriotisch sich gebärdende und um die Revolution hochverdiente Aarau über seine allesamt größern und vornehmern Mitkonkurrentinnen Bern, Fryburg, Luzern, Solothurn, Lausanne und Zürich triumphieren müßte . . .

Wirklich ernsthaft in Frage kamen eigentlich bloß Aarau, Bern und Zürich. Sechs Wahlgänge waren notwendig. Im letzten standen sich noch Bern und Aarau gegenüber — die andern Städte waren nach vereinbarter Spielregel allmählich ausgeschieden. Mit 40 gegen 37 Stimmen schwang in der Schlußrunde unser Aarau knapp obenauf. Das Protokoll des Großen Rates gibt leider keine Einzelheiten bekannt. Vom Senat jedoch weiß man, daß aus seiner Mitte sogleich die Frage sich erhob, ob Aarau auch tatsächlich in der Lage sei, genügend Raum zu bieten. Dem Zürcher Usteri wollte es hier schon gar nicht behagen; dem Bürger Muret von Morges gefiel bei uns ebenfalls nicht alles, dem guten Willen der Aarauier vertrauend, pflichtete er dennoch dem großrätlichen Beschlusse bei. Dchs gab seinen Brüdern zu bedenken, daß man ja keineswegs die Hauptstadt Europas zu erklären habe. Allein wünschbar sei „notdürftiger Platz für einfache Bürger, die sich betragen, wie es einem verarmten Volke ziemt“ sowie „einige Wahrscheinlichkeit von

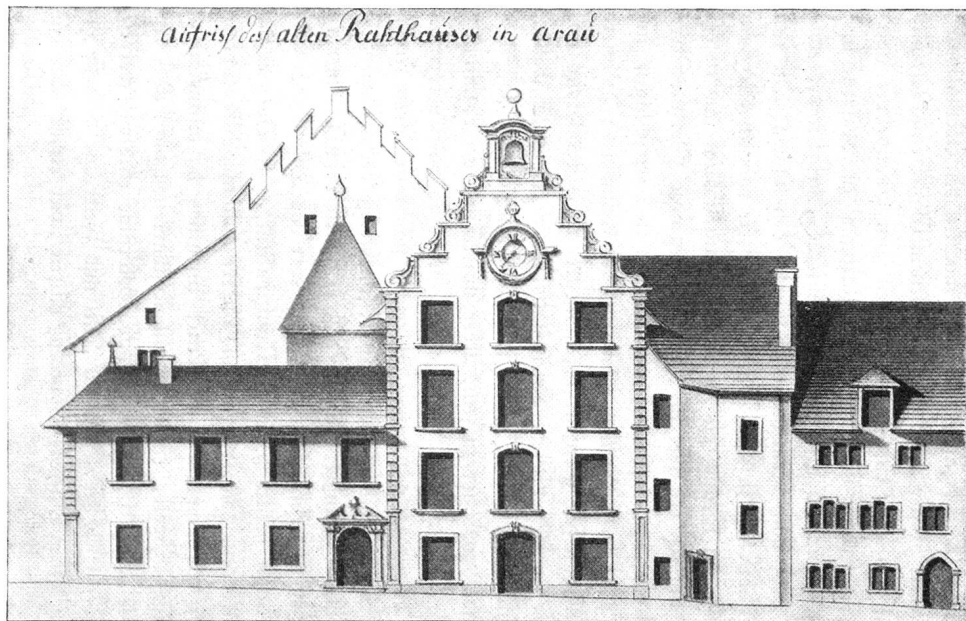


(innerer) Sicherheit“, und dessen könne man „bei dem Freiheitsfinn der Aarauern“ wahrlich gewiß sein. Hierauf erklärten sich auch die Bürger Senatoren mehrheitlich damit einverstanden, daß „die Stadt Aarau zum Sitze des Direktoriums und der gesetzgebenden Räte angenommen werde“.

Jetzt war es an den Aarauern, zu jubilieren! Als das Ergebnis bekannt geworden war, erfüllte tausendstimmiges Jauchzen die Gassen ums Rathhaus. „Der Saal, die Treppe, die Straße ertönten von Beifallsbezeugungen, von Freuden- und Bravorufen“, berichtete ein maliziöser Waadtländer nach Hause. „Trommeln wurden gerührt, und die Bürgergarde bildete Spalier; man lief, man wünschte sich Glück, man drängte sich. Die jungen Mädchen umarmten unsere alten Senatoren, die jungen (Groß-)Räte küßten die alten Jungfern, aber vor allem rieben sich die Gastwirte die Hände. ‚D, wie schön ist es‘, so sagten sie, ‚die Väter des Vaterlandes betrachten und ihr Embonpoint pflegen zu dürfen, das den Reiz des Lebens ausmacht und so wohlthätig die schweren Augenblicke desselben mildert.‘“

Das war am 4. Mai 1798. Tags darauf schon, früh um sieben, versammelte sich in der Kirche die Gemeinde und beschloß „mit dem Mehr der Stimmen“, die vorgesehenen neuen Häuser für die helvetischen Beamten zu errichten und aus dem Stadtgute zu berappen. Präsident Hunziker ermahnte hierauf die Bürger, die Glieder der helvetischen Regierung bis auf weiteres „um ein Billiches zu beherbergen“. Und schließlich wurde den Municipalen Frey und Herosé aufgetragen, dem Bürger Dr. Cuter (Großrat von Zofingen) „für seine freundschaftliche Bemühung, den Sitz der helvetischen Regierung auf Aarau festzusetzen, aufs verbindlichste zu danken.“ Ein Zofinger muß demnach kräftig mitgeholfen haben, Aarau zur einstweiligen Landeshauptstadt zu erheben.

Dem Freudenfest folgte der düstergraue Alltag auf dem Fuß. Endlose Plackereien mit den immer anspruchsvoller sich gebenden



Das städtische Rathaus zur Zeit der Helvetik, im Frühjahr und Sommer 1798 der Schauplatz historisch bemerkenswerter Geschehnisse. Dieser Fassadenaufriß, 1803 von Baumeister Schneider angefertigt, stand in engem Zusammenhang mit der vorübergehenden Belegung des Hauses durch die Kantonsregierung

Regenten, mit der fränkischen Besetzungsmacht und dazu mit den eigenen Leuten, die sich ohne Unterlaß über Einquartierung und Requisitionsfuhren zu beschweren hatten, machten den Municipalen das Leben sauer. Mitte Mai gabs von neuem Gäste: rund vierhundert Mann Basler Truppen, aufgeboden zum Schutze der überängstlichen Regierung. Es mußte das Salzhaus<sup>4</sup> zur Kaserne umgewandelt werden, und gleichzeitig lag unserer Obrigkeit der ewig wiederholte Ruf nach vermehrtem Raum in den Ohren. Die einheimische Stadtwache ließ sich gehen und forderte dadurch den Zorn ihrer Vorgesetzten heraus; die Kornschütten im Spital und in der Tuchlaube<sup>5</sup> mußten den hier im Quartier liegenden Soldaten freigemacht werden; im Rathaus waren Stuben zu unterschlagen, um noch mehr Platz zu gewinnen; es wurde, des kommenden Winters eingedenk, nach Öfen gerufen; der Bürger Louis du Cloug aus Losanen, der im Spital ein Kaffeehaus hatte einrichten wollen, mußte beschwichtigt werden — es war tatsächlich kein Spaß, helvetische Landeshauptstadt zu sein! Aber unsere stetsfort optimistisch gestimmten Maßgeblichen ließen es sich nicht so bald verdrießen und waren unentwegt den immer zahlreicher sich einstellenden Fremden nach Kräften behilflich. Als sich beispielsweise verschiedene Abgeordnete einmal geäußert hatten, daß es ihnen beim Steinernen Tisch draußen gar gut gefalle und ihnen dort das Disputieren stets so wohl gelinge, beeilte sich die Municipalität, dem Bürger Elhafen aufzutragen, „dasselbst eint und andere anständige Einrichtungen zu treffen“, trotzdem die Mittel zusehends dahinschwanden. Das städtische Gewölbe, einstmals mit Kostbarkeiten nicht übel versehen, mußte seiner Silberbecher und Goldringe entblößt werden, um klingendes Geld zu gewinnen. Fest- und Feiertage, wie sie hie und da dem Bürger geboten wurden, halfen zwar etwas über das

<sup>4</sup> Heute Saalbau.

<sup>5</sup> Über dem Schlachthaus (heute Hauptmagazin der Feuerwehr) an der Metzgergasse.

Schlimmste hinweg, schafften es aber nicht aus der Welt und ließen vor allem die ständig wiederholten Klagen der hier untergebrachten Deputierten, sie würden als Kostgänger und Zimmerherren ganz unbrüderlich über die Ohren gehauen, nie mehr verstummen.

Zu Illuminationen kam es mehrmals, so anläßlich der Wahl von Dchs und Dolder ins Direktorium, am Nationalfeste des Bastillesturms (Quatorze Juillet!) und ferner am 11. August, als die Bürger unter freiem Himmel im Schachen ihrer neuen Obrigkeit Treue gelobten. Am Rathhaus prangte jeweilen bei solch festlichen Gelegenheiten ein Transparent mit dem Rütliſchwur.

Die Sorgen überwogen die Freuden jedoch eindeutig, und sie wuchsen haushoch an, als unversehens und mitten im Sommer ruchbar ward, die Hauptstadtfrage werde neuerdings aufgerollt. Das Unheil nahm dann noch vor dem großen Bürgereid seinen Anfang, als nämlich dem Obersten Gerichtshofe der Sitz zugewiesen werden sollte. Sogleich fiel das fatale Stichwort „Wohnungsnot“, und nun begann mancher, seit Monaten von Weib und Kind und Schatz getrennt, seinem Herzen Luft zu machen. Marau kam dabei übel weg, denn die kleine Stadt war einfach nicht in der Lage, den stets üppiger ins Kraut schießenden Regierungsapparat samt allem Drum und Dran unter Dach zu bringen. Das Gesetz vom 4. Mai stand plötzlich im Mittelpunkte einer gar nicht vorgesehenen Diskussion, weil die Kröpfe endlich einmal geleert sein wollten — Tageliste hin oder her! Viele wären bereit und willens gewesen, ihr persönliches Wohl dem allgemeinen Ganzen aufzuopfern und in Marau weiter auszuharren. Andere jedoch, die sich umzutun wußten, witterten sogleich die günstige Gelegenheit, die Residenz wechseln zu können. Denn es fehlte hier an vielem, so an einer gut dotierten Bibliothek (die vorhandene hatte der Regierung weichen müssen und fand wegen Mangel an Raum vorläufig kein rechtes Heim mehr); es

fehlten die repräsentativen Gebäude, deren Anblick den Bürgern Direktoren, Ministern, Senatoren und Großräten jeden Morgen aufs neue das Dasein eines festgegründeten Staatswesens vorgegaukelt hätte; es gebrach aber auch an Kaffeehaus, Comédie, Hôtel de Musique und was solche Annehmlichkeiten mehr sind. In der weiterschweifigen Debatte fiel manch schlagfertig-witziges Wort, weil Narau Fürsprecher den Humor nicht so schnell verloren und es verstanden, die „Hütten“ der unverdrossen patriotisch gesinnten Narauer in Gegensatz zu den „Palästen“ der Oligarchen und Aristokraten zu stellen. „Laßt uns bleiben und Geduld üben!“ riefen sie aus. Aber andern war die Galle längst übergelaufen, und sie beehrten deshalb auszugehen.

Unser Munizipalitätsrat blieb jedoch auch nicht müßig und ließ eine Woche später „zwei projektierte Aufsätze“, deutsch und welsch gedruckt, an die Bürger Repräsentanten verteilen. Der Flugschrift war die Hasische Entfernungstabelle beigegeben, ein Zeichen mehr, daß man sich ernsthaft gegen die Entthronung zu wehren gedachte.

Am 6. August — um es kurz zu machen — setzte der Große Rat das Hauptstadt-Dekret vom 4. Mai durch geheimes Exekutivium außer Kraft, und zwei Tage darauf sah sich Luzern zum Sitze der helvetischen Regierung auserwählt. Diesem übereilten Beschlusse waren mancherlei Schach- und Winkelzüge vorausgegangen. Die großen Städte des Landes mochten dem unscheinbaren und wenig beliebten Narau die Ehre und Auszeichnung einfach nicht gönnen. Aber es ginge fehl, wer annehmen würde, daß der Neid bei diesem unerfreulichen Handel ausschlaggebend gewesen wäre. Die verflossenen Monate hatten mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß Narau aus Mangel an Räumen auch bei bestem Willen nicht genügen konnte: In bedrückender Enge, wo jeder dem andern auf die Füße trat und oft weder Stuhl noch Bett aufzutreiben war, wenn neue Ankömmlinge sich meldeten, konnte auf die Länge keine ersprießliche Arbeit gedeihen. Das wußte man weit und breit, und

es machten sich darum zu guter Stunde Zürich und Bern und alle jene Städte, die im schönen Monat Mai den Kürzern hatten ziehen müssen, abermals auf und begannen ihr Ränkespiel. Mehr denn je ward konspiriert, antichambriert und wurden die Köpfe zusammengesteckt. In Pinten und Tavernen konnte man sogar flüstern hören, Bern lasse Bestechungsgelder fließen, welcher Behauptung jedoch scharf widersprochen ward. Auch General Schauenburg setzte sich nachdrücklich für Bern ein. Von überall her kamen Verzeichnisse über vorhandene Gebäulichkeiten und verfügbaren Wohnraum nach Aarau geflogen: Luzern, Fryburg, Colothurn und das mächtige Zürich behaupteten alle, Aarau zu übertreffen, und bewarben sich förmlich um die Ehre der Residenz. Sogar Bürger der Landschaft, sonst den Stadtleuten durchaus nicht hold gesinnt, machten sich durch Eingaben bemerkbar und optierten zugunsten ihrer kantonalen Hauptstädte. Solche Hilfe kam aber auch Aarau zu: Suhr, Buchs, Rohr und Gränichen — weitere Unterschriften standen in Aussicht — wandten sich mit einer „Vorstellung“ an die vorberatende großrätliche Kommission und ließen sich in rührender, wenn auch deutlich inspiriert anmutender Weise wie folgt vernehmen: „Das Gerücht, als wollten die Gesetzgeber Helvetiens den Sitz der Regierung von Aarau hinweg und also ferne von unserm Kanton verlegen, ist bis in unsere Hütten gedrungen und erfüllt unsere Herzen mit Wehmut. Es sei ferne von uns, daß wir wagen wollten, auf irgend eine euerer Deliberationen zu wirken; aber wenn die Sage geht, ihr wollet deswegen Aarau verlassen, weil die Stadt zu klein und (also) zu befürchten sei, die dortigen Bürger möchten nicht imstande sein, ihre gemachten Anträge zur nötigen Erweiterung derselben zu erfüllen, so sei uns erlaubt, euch und den Bürgern von Aarau unsere nervichten Arme, unsere Pferdezüge, alle unsere Hilfe zu baldigster Erreichung des Ziels einmütig anzutragen . . .“

Diese Petition vermochte an der Sache freilich nichts mehr zu ändern. Nochmals trat Aarau mit sechs andern Schweizer Städten

in Wettstreit. Mit Ausnahme von Basel, das sich an die Stelle Lausannes gesetzt sah, bewarben sich die gleichen wie einst im Mai. Narau unterlag erst im fünften Wahlgang, nachdem schon Zürich, Basel, Fryburg und Solothurn ausgestochen waren. Der Endkampf spielte sich jetzt zwischen Luzern und Bern ab. Dieses unterlag zum andernmal.

Das hatte sich am 7. August im Großen Räte zugetragen. Am folgenden Tage stand das Wort dem Senate zu, der es sich eine reichlich ausgedehnte Diskussion kosten ließ, den Großratsbeschluß gutzuheißen. Eigenartig berührt, daß Vater Meyer, der Senator, im Plenum nicht die geringste Anstrengung für Narau unternahm, trotzdem Luzern vielen Deputierten nicht in den Kram paßte, weil sie die bremsenden Kräfte der katholischen, antihelvetisch gesinnten Innerschweiz fürchteten.

Nachdem die Würfel endgültig gefallen waren und unsere Munizipalität die Mitteilung erhalten hatte, daß das Direktorium und die gesetzgebenden Räte am Donnerstag, den 20. September, letztmals in Narau zusammentreten werden — der Brief schloß mit dem lakonischen Satz: „Wonach man sich also zu richten habe!“ —, wurde von Narau aus noch versucht, wenigstens den Obersten Gerichtshof behalten zu können. Doch auch das mißlang, und so blieb nur noch eines: die Abschiedsbriefe zu verfassen und zu überreichen. Würdig und mit viel zeitgemäßem Pathos versicherte der Munizipalitätsrat zum allerletzten Male, wie gern man die Bürger Direktoren und Repräsentanten in hiesiger Stadt beherbergt habe: „In ewigem Angedenken wird uns bleiben, Sie einige Monate unter uns besessen zu haben und Augenzeugen gewesen zu sein von Ihrem unermüdeten Bestreben, jedermann zu seinem Recht zu verhelfen . . . Das Wohl des Vaterlandes hat es aber anders verfügt, wir schweigen stille mit williger Unterwerfung für das allgemeine Beste . . .“ Nicht minder feierlich klang das Echo aus den Daneschreiben von Direktorium und Senat, und es war durchaus nicht nebenhin, sie

am Sonntag darauf von der Kanzel verlesen zu lassen, auf daß jeder Bürger vernehme, wie sehr man höhern Orts seinen Eifer und Patriotismus und sein (im großen ganzen) gutes Betragen anerkannte. Am 19. September, als die Stunde des Scheidens nahe war, sprachen im Großen Räte die Bürger Siebenmann und Frey vor und überbrachten Narau's letzten Gruß an die Gesetzgeber. Den beiden Sendboten widerfuhr die Ehre der Sitzung, und sie empfingen den Bruderkuß des Präsidenten Escher. Sie vernahmen aus der Mitte des Rates noch einmal manch bewegtes und bewegendes Wort und merkten auch, daß etliche der Repräsentanten nur ungern Narau, die „Wiege der Freiheit“, verließen. Andere wieder empfanden diesen überstürzten Wechsel der Hauptstadt — und dazu ohne jede Abfindung für erlittenen Schaden — als offenkundige Undankbarkeit gegenüber einem Gemeinwesen, dem seiner Aufopferung wegen eine Auszeichnung durchaus gebührte. Senatspräsident Usteri erinnerte in seiner Schlußrede an das hier erlebte Werden des neuen Staates, gedachte aber auch der eben erst verflossenen Schreckenstage von Nidwalden — der von Bränden weithin gerötete Nachthimmel hatte ja bis ins Naretal herab geleuchtet. Dann ging man für immer auseinander.

### Narau als Kantonshauptstadt

Den Feinden Alt-Berns war es klar, daß die einstmals so mächtige Narerrepublik nur in wesentlich verkleinerter Gestalt werde weiter ihr Dasein fristen können: die Waadt, der Nargau und eine Zeitlang sogar das Oberland sollten abgetrennt werden. Dieses Vorhaben wurde selbstredend von Narau aus mit Feuereifer gefördert, um für immer eine demütigende Rückkehr unter bernische Fittiche zu vereiteln. „Los von Bern!“ hieß demnach die Parole der Narauer Patrioten. Folgerichtig mußten sie mit aller Kraft die Bildung eines selbständigen Nargaus betreiben, eines Kantons, der



vorerst bloß das einstige Berner Untertanenland zwischen Murg und Neuß und zwischen Hallwilersee und dem Langen Marchstein nördlich Mandach umfaßte. Das „Unterärgäu“ sollte dem bisherigen Mutterland entrissen und politisch autonom gemacht werden. Dies war der Plan der Aarauier, und da er — mit fremder Hilfe zwar — gelang, sind sie, unsere Patrioten, die eigentlichen Gründer des heutigen Aargaus. Denn wäre es nach den Köpfen der vormaligen Gnädigen Herren gegangen oder wäre General Brune allein maßgeblich gewesen — es hätte in der anfänglich nur zwölfteiligen Helvetischen Republik sicher keinen Kanton Aargau gegeben. Natürlich saßen die wahren Drahtzieher in Paris. Aber gegen den einmütigen Willen der Aarauier und ihrer Freunde hätten sich die Absichten der Franken in dieser Richtung nie verwirklichen lassen.

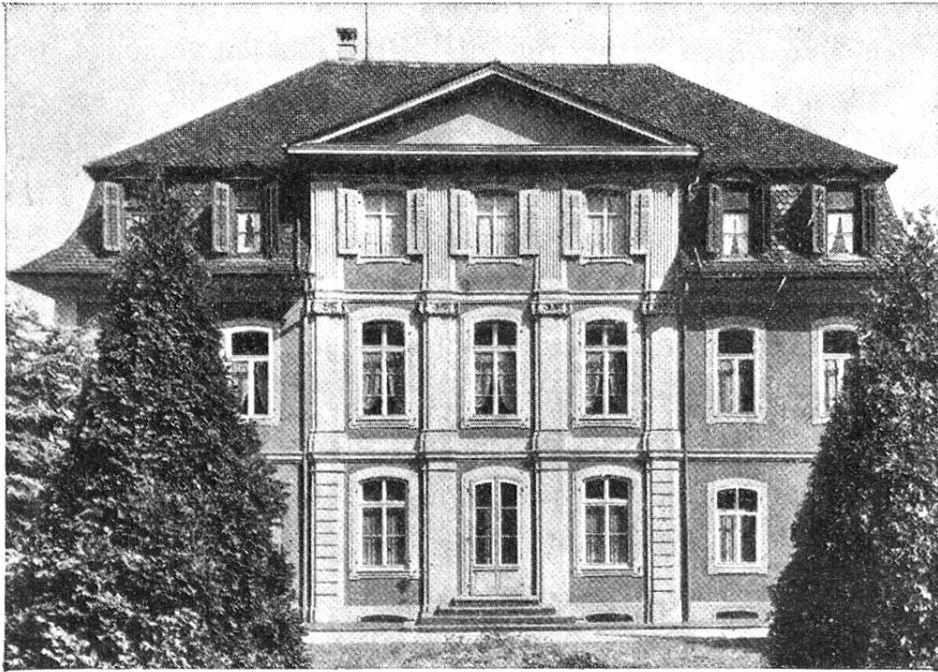
Aaraus Patrioten entwickelten auch da eine erstaunliche Betriebsamkeit, beschworen das Landvolk mit Proklamationen, zogen persönlich in die Dörfer hinaus, standen in regem Verkehr mit Mengaud, dem fränkischen Geschäftsträger, und spannten ihre Fäden dank glänzender Beziehungen bis nach Paris. General Brune, der eine Weile gezögert hatte und seltsamerweise bernischen Einflüsterungen nicht ganz unzugänglich war, mußte schließlich doch den Befehlen seiner Bürger Direktoren Nachachtung verschaffen, und so kam der Aargau mit dem Hauptort Aarau unter den ersten zwölf Kantonen an die zweite Stelle zu stehen.

Wenige Tage darnach erschienen in unserm Rathause die Abgeordneten der aargauischen Städte und Ämter und konstituierten sich als provisorische Nationalversammlung. Aarau war durch Johann Heinrich Rothpletz, Hieronymus Meyer und Johann Jakob Hemmeler vertreten. Dieses erste kantonale Parlament arbeitete derart intensiv, daß am 12. April, beim Zusammentritt des gesetzgebenden Korps der Einen und Unteilbaren Republik, der Kanton schon vollständig organisiert war. Die hiesigen Patrioten

und ihr Anhang hatten nichts vergessen: Von der förmlichen Geburtsanzeige bis zu den Urversammlungen (zur Annahme der Konstitution) war alles und jedes besprochen und beschlossen worden, um ja nicht den Eindruck zu erwecken, man verstehe im einstigen Untertanenlande nichts vom Regieren. Zielbewußt ward der einmal zu Aarau ins Auge gefaßte Kurs gesteuert. Die Franken wußte man auf seiner Seite. Jetzt galt es nur noch, dem Landvolk einzureden, die alten Potentaten hätten für alle Zeiten auskommandiert, und es gebe für den untern Aargau nichts Dringlicheres und Notwendigeres, als sich selbständig zu machen und die politischen Geschicke in eigene Hand zu nehmen. Unter dem Zwang der Verhältnisse fügten sich die Bauern. Wäre es aber nach ihrem Sinn gegangen — es gäbe heute noch keinen Kanton Aargau, und das Bernbiet reichte vermutlich immer noch bis zur Neußmündung.

Die Frage nach der geeignetsten Kantonshauptstadt scheint nie ernsthaft diskutiert worden zu sein. Es war ganz klar, daß Aarau die Ehre der Residenz zufallen mußte, solange von hier aus die Schaffung des neuen Staatsgebildes so hartnäckig betrieben wurde. Es bestand aus den fünf Distrikten Aarau, Brugg, Kulm, Lenzburg und Zofingen und bedeutete zur Zeit der Helvetik — wie die andern Kantone auch — nicht mehr als einen Verwaltungskreis mit einem Regierungsstatthalter an der Spitze. Irgendwelches Eigenleben kam ihm im straff zentralistisch aufgebauten helvetischen Einheitsstaate nicht zu. 1801—1802 wurde der Aargau um den helvetischen Kanton Baden — sehr gegen dessen Willen! — erweitert, und wiederum war Aarau die Hauptstadt. Die Hiesigen mußten sich zwar verschiedentlich rühren, wenn sie wenigstens des kantonalen Regierungssitzes ganz gewiß sein wollten. Sobald jeverilen Gefahr im Verzuge war, setzten sie an, so nach der Verkündigung des neuen Verfassungsentwurfes von Malmaison (Frühling 1801), so auch anläßlich der durch viele „Stöße“ sich auszeichnenden Kantontagsatzung Aargau-Baden im Sommer und Herbst 1801. Mit

Stolz und Nachdruck wurde jedesmal auf das hingewiesen, was bisher zu Aarau für die neue Ordnung und den neuen Staat getan worden war, und hinter allen Beschwörungen machte sich stets die Sorge bemerkbar, abermals zu Bern geschlagen zu werden. Zwei Trümpfe waren es, die weder von Baden noch von irgendeinem



Haus zum Schloßgarten, 1798 Sitz des helvetischen Direktoriums

andern Ort im Kanton gestochen werden konnten: der Häuserbau an der Laurenzenvorstadt und die nahe bevorstehende Gründung einer vorerst privat geführten Kantonschule, welches letztgenanntes Faktum, wie sich die Municipalität in ihrer „Vorstellung“ vom 22. August 1801 ausdrückte, „in den gegenwärtigen aufgeklärten Zeiten bei den Ausgewählten eines freien Staates nicht ohne Eindruck bleiben“ konnte. Als dann die Kantonaltagssatzung die Stadt Aarau neuerdings zum Hauptorte gewählt hatte, erhielten die Abgeordneten einige überschwengliche Dankesbezeugungen zugestellt: „Der

ganze Kanton wird die Wahl segnen“, heißt es da, was kaum zuge-  
troffen sein mag, wenn man die scharfe Opposition der Landschaft  
gegen Aarau bedenkt, die selbst heute nicht völlig abgeklungen ist.  
„Der Cantonalregierung alles mögliche aufzuopfern“, lautete die  
Lösung jener Tage zu Aarau, aber die Konstitution trat noch lange  
nicht in Kraft, und als es endlich so weit war, währte es nur  
wenige Monate, und schon machte Napoleon dem ganzen helvetei-  
schen Spuk ein Ende.

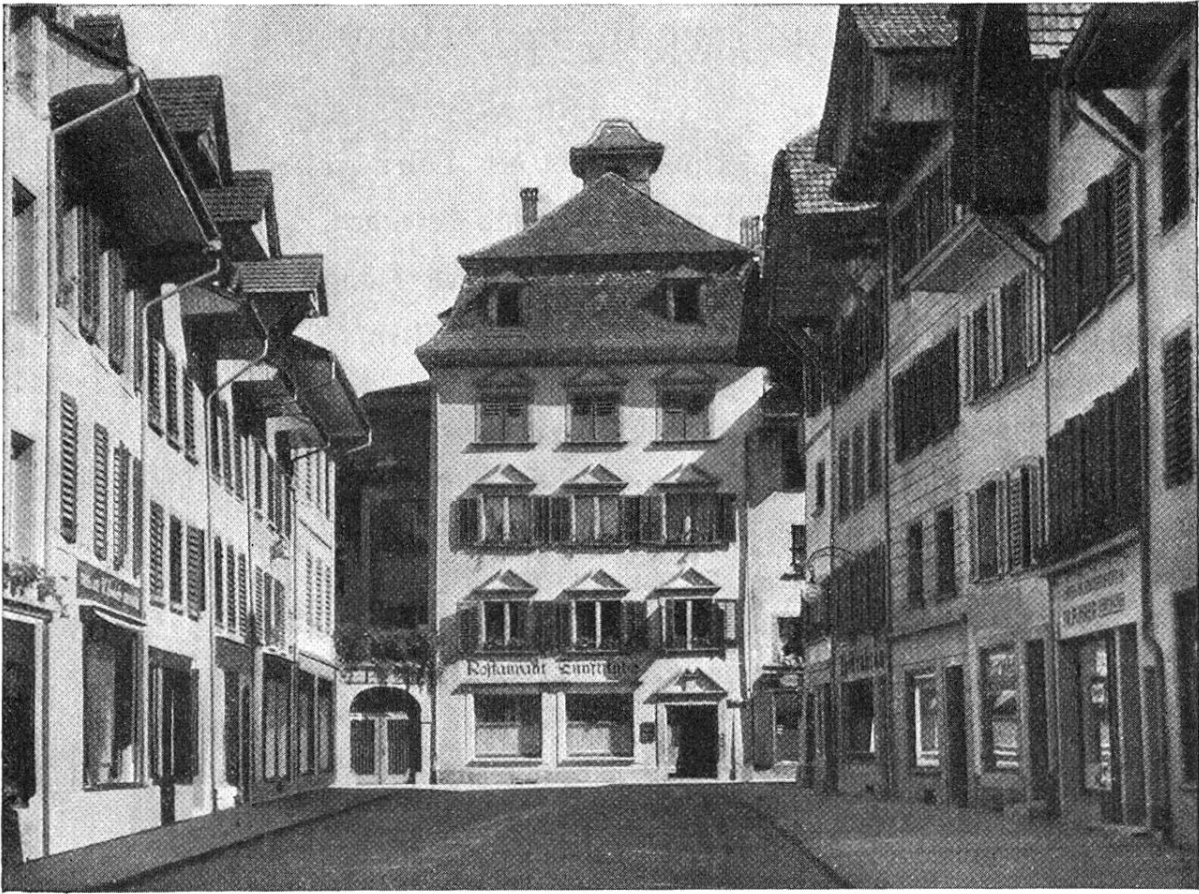
Nochmals erfuhr der Aargau eine Vergrößerung: 1803 trat  
zum alten Berner Aargau, zu den Freien Ämtern und zur Graf-  
schaft Baden das Fricktal, und wiederum waren die Aarauer dafür  
besorgt, daß sie den Regierungssitz behalten konnten — stetsfort zu  
jeglichem Opfer bereit, wenn es darum ging, von Bern weiterhin  
unbehelligt zu bleiben.

Ohne Aarau ist der Aargau von heute undenkbar. Aber auch  
Aarau verdankt „seinem Kanton“ etliches, und schon bald nach  
dessen Bildung hätte sich schwerlich mehr das eine vom andern  
ohne Schadenwirkung am Ganzen trennen lassen. 1803 rührten  
sich die Aarauer ein weiteres Mal, streckten nach allen Seiten ihre  
Fühler aus, ob sich wohl irgendwo eine Konkurrentin rege, und  
überlegten sich, wie den neugebackenen Regenten der Aufenthalt in  
der Stadt verlockend genug gestaltet werden könnte, damit sich jetzt  
die Peinlichkeit vom Sommer 1798 nicht wiederhole: Dienstfertig  
anerbote man der aargauischen Regierung und ihren Hilfskräften  
das eigene Rathhaus, wo schon die helvetischen Machthaber ein und  
aus gegangen waren, und präsentierte ferner der kantonalen Ver-  
waltung das schöne Haus vor dem Laurenzentor, in welchem einst  
das Direktorium untergeschlüpft war (zum Schloßgarten). Jenes  
fand Gnade, dieses jedoch wurde verschiedener Unzukömmlichkeiten  
wegen verschmäht. Im Rathhaus konnten aber städtische und kan-  
tonale Funktionäre nicht wohl nebeneinander arbeiten. Darum über-  
ließ man es schließlich den Kantonsautoritäten ganz (die auch das

benachbarte Hagnauerhaus — das heutige christkatholische Pfarrhaus — beanspruchten) und verzog sich erst an den Graben zu Stadtmann David Frey (heute Haus Hübscher) und hierauf in die Pelzgasse, wo indessen die „Zunftstube“ erworben worden war<sup>6</sup>. Von 1804 an diente diese der Stadt als Rathaus — vermeintlich nur für kurze Zeit, in Wirklichkeit während fünfzehn langen Jahren! Denn der Bau des obern Rathauses, des künftigen Regierungssitzes, verzögerte sich unglaublich, so daß die Aarauer viel Nachsicht üben mußten, was ihnen nur darum gelang, weil sie die Machthaber unter keinen Umständen vor den Kopf stoßen wollten. Erst nach mehrfach wiederholter sanfter Mahnung ward das untere Rathaus zum Wiederbezug durch die Gemeindeverwaltung frei. Die Stadtkasse brauchte allerdings vorläufig nicht besonders viel Platz, weil sie damals „beinahe bis auf den Boden erschöpft“ war. Wie hätte es auch anders sein können, nachdem sich die Stadt in schlimmer Zeit mit dem Bauen und Kaufen von Häusern derart wacker in die Stränge gelegt hatte?

Die Wege aufzuzeigen, auf welchen man der Finanzmisere Herr zu werden gedachte, ist hier nicht der Ort. Dagegen sei abschließend noch der kurze Hinweis gestattet, daß beide, sowohl der Kanton wie auch seine Hauptstadt, bald voneinander wechselseitig zu profitieren begannen, wobei in den ersten Jahren ohne Zweifel der Kanton erster Nutznießer hiesigen Aufwärtstrebens war. Aber schon 1805 gestand unser Gemeinderat, daß der Regierungssitz der Aarauer Bürgerschaft „in mancher Hinsicht“ nützlich sei. So trug auch der Kanton mehr und mehr dazu bei, daß Aarau nach vielerlei Mühsalen aufzublühen sich anschickte: die Verkehrsverhältnisse wurden modernisiert (die erste Großtat auf diesem Gebiet: der Ausbau der Staffeleggstraße anno 1810), Post-, Münz- und Militärwesen erhielten ihre Zentralsitze in Aarau, Kantonsbibliothek und Kan-

<sup>6</sup> Näheres siehe im Aufsatz von Ernst Bischoffe „Das Haus zur Zunftstube in Aarau“ in den Neujahrs-Blättern 1938.



Haus zur Zunftstube in der Pelzgasse

1798 wahrscheinlich von helvetischen Behörden benützt, von 1804 bis 1819  
städtisches Rathaus

tonsschule sorgten zusammen mit mehreren trefflichen Männern für geistige Impulse, und oben in der Vorstadt, wo einst der Gasthof „Zum Löwen“ sich erhoben hatte, wuchsen — zwar langsam, doch stetig — das stattliche kantonale Rathaus und das Grossratsgebäude aus dem harten, trockenen Aarauer Boden, der jedoch weder hart noch trocken genug ist, daß ihm zuweilen nicht auch ein liebliches Blümlein entblühte.

Paul Cris mann

Bildernachweis: Die Illustrationen auf den Seiten 45 bis 65 sind dem Band 21 der „Kunstdenkmäler der Schweiz“ (Aargau I, von Michael Stettler, Verlag Birkhäuser, Basel) entnommen.